

REDE DES PREISTRÄGERS TIMOTHY GARTON ASH

Lieber, sehr verehrter Herr Dr. Schuster, sehr geehrte Frau Bürgermeisterin, meine sehr verehrten Damen und Herren,
es ist mir wirklich eine große Ehre und Freude, den Hoffmann-von-Fallersleben-Preis für zeitkritische Literatur zu empfangen.

Ganz besonders möchte ich Arnulf Baring danken für seine sehr schöne und mich bewegende Würdigung. Ohne zu viele gegenseitige Komplimente auszutauschen, muß ich sagen, daß Arnulf Baring über die Jahre mir auch als Vorbild gedient hat, gerade für diese sehr interessante aber auch schwierige Kombination von Zeitgeschichte und Zeitkritik, von Biographie und kollektiver Geschichtsschreibung, und gerade auch von einem Schreiben, das zugleich wissenschaftlich, publizistisch und literarisch ist.

Da ich in meinem Leben einiges mit Dissidenten zu tun gehabt habe, zumal in Mitteleuropa, freut es mich ganz besonders, den Preis zu bekommen, genannt nach dem vormärzlichen Dissidenten Hoffmann von Fallersleben. Das Wort hat man damals nicht gebraucht - aber ein Dissident war er schon. Für seine sogenannten „Unpolitischen Lieder“ hat er auch einen Preis gezahlt: er hat, wie Sie alle wissen, sein Lehramt verloren. Also gerade dieser Hoffmann von Fallersleben, der dann auch in Berlin konspirativ (wie die Stasi gesagt hätte) sich mit Bettine von Arnim trifft und anschließend auf einem Schleichweg durch die Küche rausgehen muss, um der Geheimpolizei zu entgehen! Das kommt mir alles sehr vertraut vor, auch der Hoffmann von Fallersleben von 1848, von dem damaligen Völkerfrühling.

Etwas weniger - muß ich ehrlich gestehen - der Hoffmann von Fallersleben, der am 26. August 1870 - also auf den Tag genau 29 Jahre nachdem er „Das Lied der Deutschen“ geschrieben hat - schreibt: „Wer ist es, den der Lorbeerkrantz von Königgratz umweht? / Wer ist es, der im Siegeskrantz vor Frankreichs Hauptstadt steht?“ Und dann mit dem Refrain: „Dein König Wilhelm ist's“, und dann - ein Jahr später - gebührend abgewandelt: „Dein Kaiser Wilhelm ist's“. Das, muß ich ehrlich sagen, behagt mir ein bißchen weniger. Auch wenn man gleich sagen muß: Hoffmann von Fallersleben ist aus dem Siegesrausch sehr schnell ernüchert und wieder kritisch hervorgegangen, zumal das Lied der Deutschen nicht als Nationalhymne des Kaiserreiches akzeptiert worden ist.

Aber ich denke, diese kurze Zeit seines nationalen Überschwangs, gibt uns auch eine Lehre und wie ich finde, eine wichtige Lehre - daß es nämlich für einen politisch engagierten Schriftsteller gerade dann am gefährlichsten ist, wenn seine Seite siegt. An diese wichtige Lehre mußte ich denken - und habe ich auch gedacht - als sozusagen meine Seite gesiegt hat, in dem neuen Völkerfrühling von 1989. Gerade dann ist es gefährlich, wenn die ehemaligen Dissidenten an die Macht kommen. Der englische Dichter William Blake hat einmal geschrieben, ich sage es erst einmal auf englisch, „The strongest poison ever known came from Caesar's laurel crown.“ Zu deutsch: „Das gefährlichste Gift, das es je gegeben hat, kam von Cäsars Lorbeerkrantz“. Oder wollen wir sagen: „des Kaisers Lorbeerkrantz“?

Und das gibt mir Anlaß, doch ein paar Überlegungen vorzutragen, gerade hier, wenn es um den Hoffmann-von-Fallersleben-Preis geht, über diese Tätigkeit des literarischen spectateur engagé, also des engagierten Augenzeugen oder Historikers der Gegenwart. Ich will hier über drei wichtige Grenzen dieser Tätigkeit sprechen.

Die erste Grenze ist die Grenze des politischen Engagements. Es ist natürlich uns allen klar, daß, wenn ein Beobachter, ein Augenzeuge, völlig ohne politische oder nationale Anteilnahme schreibt, ohne Einfühlungsvermögen, ohne das Verstehen, dann ist seine Arbeit fast nichts wert, hat höchstens einen rein informativen Wert. Andererseits ist doch allen klar, daß es gefährlich ist, wenn der Beobachter zum Sprecher der Revolution wird oder zum Apologeten der einen oder anderen politischen Partei. Das kennen wir auch in dem Tagesjournalismus, das können wir gleich erkennen.

Ich würde behaupten wollen, dieser Gefahr bin ich nie ganz erlegen, vielleicht mit einer Ausnahme. Wir schreiben das Jahr 1988. Die Lenin-Werft in Danzig ist umringt von Polizei. Innerhalb der Lenin-Werft wird gestreikt, von der Solidarnosc. Lech Walesa ist auch dabei. Ich klettere über die Mauer der Lenin-Werft, finde mich da hinein in das Hauptquartier des Solidarnoscstreiks. Es liegt auf dem Boden Lech Walesa, er schläft gerade, sehr laut, wird aber bewacht von einem der Streikenden. Dann kommt ein Bote rein und sagt: „Panie Lechu, Panie Lechu, es gibt da draußen einen Lord Bethell. Er möchte wissen, ob Sie eine Botschaft für Margaret Thatcher haben von den streikenden und um die Freiheit kämpfenden Arbeitern in Danzig“. Dann sagt der halb wache Lech Walesa zu einem Berater, Andrzej Celinski: „Andrzej, ich weiß nicht, was ich sagen soll zu Margaret Thatcher. Schreib doch Du was“. Und Andrzej Celinski sagt zu mir: „Tim, ich weiß überhaupt nicht, was ich Frau Thatcher sagen soll. Schreib doch Du was“. Und da habe ich mich an eine ganz alte Schreibmaschine hingesezt auf der Lenin-Werft und in meinem schlechten Englisch eine bewegende Botschaft von den streikenden polnischen Arbeitern an Margaret Thatcher geschrieben.

Ich weiß nicht, ob sie irgendwann angekommen ist. Aber sicherlich habe ich da irgendwie doch eine Grenze überschritten. Und die ernsthafte Frage ist dann zu stellen, wo liegt tatsächlich, wo soll diese Grenze liegen? Ich bin auch der Meinung, mit dem von Arnulf Baring soeben zitierten Sebastian Haffner, daß es nichts Vergleichbares gibt, wie dabei zu sein und daß die Augenzeugengeschichte tatsächlich vielfach, bei allen Vorbehalten, die beste Geschichte ist. Reinhard Kosellek hat festgestellt, daß von den Zeiten Thukydidés' bis ins 18. Jahrhundert die Augenzeu-gengeschichte als die beste Geschichte schlechthin galt.

Aber für viele dieser Historiker galt auch, daß es noch besser wäre, Teilnehmer zu sein an den Ereignissen. Das ist auch vielerorts noch heute die herrschende Meinung, zumal in den Vereinigten Staaten von Amerika, zumal in Harvard, wo es tatsächlich sehr oft die Meinung gibt, du kannst nicht eigentlich mit Autorität sprechen, wenn Du nicht irgendwann einmal an der Macht warst, in irgendeiner Administration wie Henry Kissinger oder Zbigniew Brzezinski. Wenn es gut ist, dabei zu sein als Augenzeuge, ist es dann doch nicht viel besser, tatsächlich im Büro des Präsidenten zu sitzen und selbst mit zu entscheiden? Dann weißt Du wirklich, wie es ist, an der Macht zu sein.

Ich würde die These verletzen - und das beschreibt meine erste Grenze, daß es höchst gefährlich ist für den spectateur engagé, wenn er gerade diese Grenze überquert: nämlich die Grenze zur politischen Macht, oder dort, wo man sich direkt engagiert in einer parteilichen Konkurrenz für die politische Macht. Und der Kampf der Dissidenten vor 89 war ja nicht ein parteilicher Kampf um die politische Macht, es war ein Kampf darum, daß ein solcher Kampf um die politische Macht überhaupt stattfinden könnte.

Ich bin der Meinung - wie ein bekannter Amerikaner gesagt hat - „that truth abhors power and power abhors truth.“ (Die Wahrheit verabscheut die Macht, und die Macht verabscheut die Wahrheit.) Es ist viel zu einfach zu sagen, daß jene, die an der Macht sind, lügen müssen - aber sie benutzen die Sprache für andere Zwecke als die der Wahrheitsfindung. Das Beispiel Hans Dietrich Genscher ist gerade gebracht worden. Ich möchte betonen, daß ich diesen Gebrauch der Sprache genauso legitim finde, wie die eines unabhängigen Schriftstellers.

Aber es ist eine andere Sprache: hier das freie Wort, dort die frei gewählte Macht. Und ich finde es wichtig, daß es eine klare Arbeitsteilung und sozusagen eine klare Mächtigkeitsenteilung gibt zwischen diesen zwei Bereichen, dem Bereich des freien Wortes und dem Bereich der frei gewählten Macht.

Unter einer Diktatur ist es natürlich etwas anders, weil da die Literatur selbst zu einer politischen Macht wird. Ich zitiere einen Spion von Metternichs Geheimpolizei, der 1841 an die Zentrale nach Mainz schrieb: „Erst seit ungefähr einem Jahr ist abermals eine politisch literarische Macht entstanden, die zwar mit unsichtbaren Waffen ficht, aber um so tiefere Wunden den bestehenden Staatsverhältnissen schlägt, je weniger schmerzlich dieselben für den ersten Augenblick empfunden werden. Diese Waffe ist das satirisch politische Lied, welches durch Witz, Ironie, derbe Anschauungsweise und Humor für alle Klassen des Volkes einen unwiderstehlichen Reiz hat und darum auch Einfluß.“ So ist es unter der Diktatur.

Aber in einer Demokratie - auch wenn es in einer Demokratie die Macht der Medien gibt - in einer Demokratie ist es immer gefährlich, wenn diese beiden Machtbereiche zu eng aneinander kommen. Das haben wir gerade in letzter Zeit gesehen, beispielsweise in Italien - die zu enge Verflechtung von Medienmacht und politischer Macht. Man kann natürlich erwidern: „Gut, diese zwei Rollen, die Rolle des engagierten Beobachters und die Rolle des direkt politisch Engagierten, sind klar voneinander zu trennen. Aber warum kann man nicht im Leben die Rollen wechseln? Harvard Professor sein - dann Berater des Präsidenten - dann wieder Harvard Professor?“ Ich würde sagen, das ist theoretisch durchaus möglich, aber in der Praxis sehr schwer zu machen.

Ich stehe eher auf der Seite von Immanuel Kant, der an einer berühmten Stelle seiner Schrift „Zum ewigen Frieden“ geschrieben hat, „daß Könige philosophieren oder Philosophen Könige würden, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen, weil der Besitz der Gewalt das freie Urteil der Vernunft unvermeidlich verdirbt“. Das glaube ich tatsächlich. Und ich glaube beobachtet zu haben, daß diese Vergiftung auch lange anhält. Auch wenn man wieder draußen ist, weg von der politischen Macht, ist man gehemmt, gelähmt in dem, was man schreibt. Man weiß ja zu viel, weiß nicht, was man schreiben darf und was man nicht schreiben darf von dem geheimen Wissen, kennt die Leute zu gut - sie sind ja inzwischen alte Kameraden - und man hat doch irgendwie die stille Hoffnung, daß man irgendwann doch wieder an die Macht kommt. Das ist eine Krankheit, die ich eben im Andenken an Harvard die „Kissingeritis“ nenne und die das freie Urteil der Vernunft tatsächlich verdirbt.

Ich plädiere, meine Damen und Herren, hier nicht - das betone ich ganz ausdrücklich - für eine reine Gewissensethik. Man kann in der nüchternen kritischen Analyse durchaus die Verantwortungsethik der Politiker anerkennen und auch würdigen. Aber diese Grenze ist die erste wichtige Grenze, die man nicht überqueren soll in dieser Tätigkeit als spectateur engagé.

Die zweite Grenze, die ich kurz beschreiben möchte, ist die Grenze der transnationalen oder man könnte auch sagen transkulturellen Identifikation. Der teilnehmende oder anteilnehmende Beobachter muß natürlich das Einfühlungsvermögen haben. Er muß sich identifizieren können mit Menschen anderer Kulturen, anderer Lebenserfahrungen, anderer Sprachen. Wenn etwas geschrieben ist von einem Politikwissenschaftler oder Historiker oder auch Publizisten, der diese Anteilnahme nicht hat, merkt man es sofort. Wenn es nur geschrieben wird, um - sagen wir mal - den Grad eines Doktors zu erreichen oder die Zeitungsseiten zu füllen, merkt man das sofort.

Auf der anderen Seite gibt es eine schnelle und billige Art der Identifikation des weltreisenden Berichterstatters, der sich diese Woche mit den freiheitskämpfenden Nicaraguanern, und dann in zwei Wochen mit den freiheitskämpfenden Bosniern, und dann nach zwei Monaten wieder mit den Afghanen so stark identifiziert - der ja, wenn er da ist, sich wirklich als Kamerad der Afghanen oder Bosnier oder Nicaraguaner fühlt. Aber dann kommt nach ein paar Tagen oder Wochen der Tag, wo das Interesse der Welt abflaut. Die Leser sind nicht mehr interessiert. Er hat ja einen Flugschein in der Tasche und kommt schnell durch die Blockaden am Flughafen. Er ist weg und entdeckt nach ein paar Monaten zu seinem Schrecken, daß er nicht einmal mehr die Namen weiß von den Kameraden von gestern und vorgestern.

Der britische Publizist Neal Archerson hat darüber sehr schön geschrieben und faßt zusammen: „Menschen oder Leute, die so leben, hören nach einer gewissen Zeitspanne auf, überhaupt Menschen zu sein. In meiner Erfahrung nach etwa zehn Jahren, weil das Selbst so oft amputiert wird“. Also, das darf es nicht sein. Es bedarf also einer gewissen Treue, einer gewissen Standfestigkeit, einer gewissen Dauer des Interesses an - sei es Deutschland, sei es Polen, sei es Nicaragua.

Ich glaube, es gibt auch eine andere wichtige Schwelle, nämlich: um sich wirklich engagieren zu können, muß man die Sprache kennen. Diese Schwelle der Mitgliedschaft in der Sprachgemeinschaft der Menschen, über die man schreibt, das hätte Hoffmann von Fallersleben sehr wohl verstanden. Sprachgemeinschaft ist natürlich nicht einfach gleichzusetzen mit Nation. Wir denken an Deutschland und Österreich oder auch an Britannien und die Vereinigten Staaten: „Two Nations divided by one tongue“. (Zwei Völker, die durch eine gemeinsame Sprache verfremdet sind.) Aber diese Teilnahme an der Sprachgemeinschaft ist doch von essentieller Bedeutung.

Ich will nicht so weit gehen wie die bekannten Wissenschaftler, die in der Sapir-Whorf - Hypothese behauptet haben, daß die Sprache selbst die Wirklichkeit erzeugt. Das heißt, es gibt keine Wirklichkeit ohne die Sprache. Jede Sprache hat eine grundverschiedene und im Grunde unvereinbare eigene Wirklichkeit. Aber ich will es doch mit Friedrich Schlegel halten, daß jede Sprache eine ganz besondere Denkart mit sich bringt, und daß, was in einer Sprache gedacht und auch gefühlt werden kann, nicht in einer anderen Sprache reproduzierbar, ganz wiederzugeben ist. Man kann sich dieser nur angleichen.

Das ist an ein paar ganz bezeichnenden Worten festzumachen. Ich denke zum Beispiel an das polnische Wort „Awantura“. Awantura - für diejenigen wenigen hier, die nicht polnisch sprechen - Awantura bedeutet einen Riesenkrach, der melodramatisch ist, aber den gleichzeitig alle eigentlich sehr genießen. Das ist ein Awantura, und wir haben - mindestens im Englischen - überhaupt kein entsprechendes Wort, weil wir einen solchen Krach nicht haben. Für das Deutsche ganz charakteristisch - ich bringe nicht die üblichen Beispiele - ist z. B. das Wort „Trauerarbeit“. Dazu finde ich beim besten Willen wirklich kein äquivalentes Wort auf polnisch oder auf englisch.

Nebenbei bemerkt hat dieses Kriterium von der Mitgliedschaft in einer Sprachgemeinschaft auch eine interessante Bedeutung, wenn wir von Europa sprechen. Zu Hoffmann von Fallerslebens Zeiten gab es ja eine deutsche Sprache, aber viele deutschsprachige Staaten. Ihm ging es darum, aus der einen großen Sprachgemeinschaft eine größere, sprich letztendlich staatlich-politische Gemeinschaft zu machen. Nation bedeutete gleichzeitig größere Einheit, aber auch ein Mehr an Freiheit.

Heute in Europa haben wir eine größere politische Gemeinschaft, aber keine größere Sprachgemeinschaft. Wir sprechen immer noch viele verschiedene Sprachen. Wenn man diesen Bestand - sozusagen umgekehrt wie zu Zeiten Hoffmanns von Fallersleben - skeptisch nimmt, dann muß man sagen, das setzt eine ganz klare Grenze für den Aufbau dieser politischen Gemeinschaft, zumal wenn es eine demokratische Gemeinschaft werden will: die Gemeinschaft der europäischen Integration. Denn wie funktioniert denn eine Demokratie, wenn man nicht eine gemeinsame Sprache hat?

Wenn man das optimistisch nehmen will, dann müßte man sagen: es ist gerade jetzt unsere neue Aufgabe - umgekehrt wie zu Zeiten Hoffmanns von Fallersleben - aus dieser schon bestehenden politischen Gemeinschaft eine neuartige Sprachgemeinschaft zu machen. Wir müssen eine gemeinsame Sprache finden, obwohl wir - streng genommen - keine gemeinsame Sprache haben, wenn man nicht das englische

als lingua franca dazu zählt. Das heißt mit anderen Worten: Wir müssen eine europäische Öffentlichkeit erzeugen. Das finde ich einen interessanten Gedanken - aber es bleibt die Skepsis, inwieweit das zu realisieren ist.

Zu dieser zweiten Grenze - der Grenze der transnationalen oder transkulturellen Identifikation, möchte ich einfach folgendes anmerken: es sagt sich leicht „Wir sind alle Amerikaner“ oder „Ich bin heute Jude“ oder - wie man etwas öfter jetzt in Europa hört - „Ich bin heute Palästinenser“. Das hat natürlich einen rhetorischen Wert. Aber wenn ein Schriftsteller, ein Publizist oder ein Wissenschaftler sich zu stark mit einem anderen Land, mit einem anderen Volk, selbst identifiziert, finde ich das auch auf längere Zeit gefährlich. Es ist gefährlich, weil er dann doch voreingenommen wird, weil er parteilich, parti pris wird. Der Satz: „Your country right or wrong“ ist nicht besser als der Satz „My country right or wrong“.

Aber es ist auch, finde ich, gefährlich, weil immer dabei der Verdacht ist, hier ist etwas Unechtes oder Gezwungenes. Oder anders ausgedrückt: Zeugt es nicht von einem etwas gestörten Verhältnis zum eigenen Land? Bei Schriftstellern, die sich zu stark als Advokat von Nicaragua oder Bosnien geben, hat man immer diesen leisen Verdacht. Ich glaube, der anteilnehmende literarische Beobachter, der spectateur engagé, braucht immer einen eigenen festen Boden, einen sprachlichen und einen örtlichen, von wo aus er leidenschaftlich - aber immer auch kritisch skeptisch - teilnehmen kann oder Anteil nehmen kann an dem Geschehen anderer Völker. Da liegt also meine zweite Grenze.

Meine dritte und letzte Grenze dieser Augenzeugentätigkeit ist eine literarische Grenze. Und zwar die Grenze zwischen zwei Feldern der Literatur, die ich etwas ungewöhnlich die Literatur der Fakten und die Literatur der Fiktion nenne. Im Deutschen sagt man normalerweise Sachbuch und Belletristik. Aber diese Begriffe Sachbuch und Belletristik geben nicht wieder, worum es hier geht.

Nun ist diese Grenze zwischen der Literatur der Fakten - oder der, die sich auf Fakten stützt - und der Literatur der Fiktion, nicht wie unsere europäischen Grenzen - denn auch in dem wie wir im Englischen sagen, „Schengenland“, auch zwischen Deutschland und Frankreich, auch wenn der Verkehr so frei läuft, gibt es eine ganz klare Grenzlinie, gibt es noch den Schlagbaum - auch wenn er immer offen ist - gibt es die Schilder. Aber diese Grenze ist viel eher wie die Grenze zwischen Kenia und Tansania, überhaupt nicht markiert. Man fährt einfach mit dem Wagen auf Safari. Es ist die gleiche Landschaft, die gleiche Sonne oben, die gleichen Löwen, aber plötzlich sind Sie in Tansania und nicht in Kenia. Und Sie wissen es nicht - und dann wieder in Kenia.

Und viele Schriftsteller, meine Damen und Herren, gerade auch diejenigen, die Reportagen schreiben, bewegen sich auch ganz frei und locker über diese Grenze zwischen dem Kenia der Fakten und dem Tansania der Fiktion. Ich möchte mit Leidenschaft dafür plädieren, daß wir diese - gerade diese unsichtbare - Grenze in unserer Zeit verteidigen. Indem ich das sage, muß ich gleich einräumen, daß die Verteidigung dieser Grenze, die etwas altmodische und überhaupt nicht postmoderne Verteidigung dieser Grenze zwischen Kenia und Tansania, eine schwierige Verteidigung ist, keine leichte Verteidigung.

Zum ersten deswegen, weil - wie alle Historiker und Journalisten und auch Juristen wissen - die Zeugen, alle Zeugen, so gründlich unzuverlässig sind und auch so erfunderisch. Ich mußte oft daran denken in letzter Zeit, als ich im Kosovo immer wieder serbische und albanische Zeugen gefragt habe, was da gestern oder vorgestern bei irgendeiner Grausamkeit geschehen ist. Und als ich die völlig unterschiedlichen Versionen von Augenzeugen am selben Ort, nur einen Tag danach, gehört habe, mußte ich an eine Geschichte von Chaim Weizmann denken, dessen Vater ein berühmter Dorfvermittler war - in irgendeinem Shtetl in Osteuropa - und Chaim Weizmanns Vater pflegte zu sagen, wenn er die eine Seite von irgendeinem Dorfstreit gehört hat: „Von dem, was Du mir sagst, bin ich völlig überzeugt, daß Du absolut Unrecht hast, aber lass mich die andere Seite hören, vielleicht hast Du doch recht.“ So ist das mit den Augenzeugen!

Besonders gefährlich ist es ja dann, wenn es nur einen Augenzeugen gibt. Das habe ich selber erlebt. Zum Beispiel, als ich während der Samtenen Revolution in Prag im Theater Laterna Magica im November 1989 für etliche Stunden der einzige Augenzeuge war von recht wichtigen Entscheidungen, die von Vaclav Havel und den anderen Führern der Revolution getroffen wurden. Ich war der einzige, der ein Notizbuch bei sich hatte und der sich Notizen machte, also keine Tonbandaufnahme - nichts sonst. Was für eine Verantwortung! Was für eine unzuverlässige Quelle!

Natürlich wird diese Quelle, der Augenzeuge, dann ergänzt durch die Erinnerung von anderen, die dabei waren. Aber welchen Wert haben die Erinnerungen, hat das Gedächtnis? Das Problem mit dem Gedächtnis ist ja ein Schlüsselproblem bei dieser Grenze. Als ich angefangen habe, an meinem Buch über die Stasi-Akten zu schreiben, „Die Akte Romeo“, war einer meiner Ausgangsgedanken folgender: Es wurde ja damals immer wieder gesagt, „die Akten lügen“. Und ich habe mir gesagt, Du hast eine einmalige Chance, dies zu überprüfen und zwar am eigenen Fall. Denn wenn Du irgend etwas weißt, dann doch das, was du selber gemacht hast. So kannst Du den Quellenwert der Akten doch an der eigenen Haut überprüfen.

Aber ich mußte schnell feststellen, ich wußte eigentlich überhaupt nicht mehr, was ich selber gemacht hatte. Nicht, daß ich das vergessen hätte, aber indem man diese Akten durcharbeitete und dann das eigene Tagebuch und die vielen Gespräche - hat man sich immer wieder neu erinnert. Die Vergangenheit hat sich im eigenen Kopf immer wieder neu arrangiert. Das heißt, nicht das Vergessen ist das Problem, sondern, das Sich-Immer-Wieder-Neu-Erinnern. Das Gedächtnis ist wie eine dieser neuartigen CD's, worauf man immer neu schreiben kann.

Und indem man neu schreibt, macht man das normalerweise immer auf eine ganz besondere Weise, nämlich, indem man sich selber gut darstellt, sich selber schön. So hat der Philosoph Thomas Hobbes weitgehend recht, wenn er schrieb: „Phantasie und Erinnerung sind letztendlich ein und dasselbe.“ Oder Friedrich Nietzsche mit dem bekannten Zitat: „Das habe ich getan, sagt mein Gedächtnis. Das kann ich nicht getan haben, sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich gibt das Gedächtnis nach.“ Das Gedächtnis also ist auch das Problem, denn mit dem Gedächtnis haben wir alle einen Schriftsteller im Kopf und zwar einen, der nicht Zeitgeschichte, sondern Romane schreibt. Er schreibt vor allem an dem Roman, den wir „Mein Leben“ nennen.

Das zweite Problem mit dieser Verteidigung jener Grenze zwischen Fakt und Fiktion liegt darin, daß wir, wenn wir Geschichte schreiben, sie auch in vielen Hinsichten wie einen Roman schreiben. Das heißt, wir wählen radikal aus von diesem Meer der Fakten. Wir werfen Licht und Schatten wie der liebe Gott. Wir benutzen auch viel von unserer eigenen Phantasie. Es genügt nicht, daß ich diese albanische Mutter, deren Sohn gerade ermordet wurde, beschreibe. Ich muß mich einfühlen in den Kopf, in die Seele dieser Mutter. Oder wenn ich einen französischen Bauern aus dem 14. Jahrhundert beschreibe, genauso mit der Phantasie. Unsere Figuren haben tatsächlich existiert oder existieren noch. Aber sie sind gleichzeitig literarische Gestalten oder Figuren. Deswegen sagen wir auch, der Napoleon Michelets, der Napoleon Carlyles, der Napoleon Hippolyte Taines, oder, sagen wir mal, der Willy Brandt Arnulf Barings oder der Willy Brandt Gregor Schöllgens. Und die sind in diesem Sinne Figuren der Literatur, auch wenn alle Fakten und Zitate stimmen.

Golo Mann hatte recht: die Geschichtsschreibung überzeugt nur, wenn sie literarisch überzeugt. Das heißt, mit den gleichen Überzeugungsmechanismen wie denen der Literatur. Aber wenn wir dann also in der Geschichtsschreibung gleichzeitig mit dieser unbewußten Phantasie des Gedächtnisses und der bewußten Phantasie des schreibenden Menschen zu tun haben, dann gibt es da eine ungeheure Versuchung. Es gibt eine Stimme im Ohr, die sagt: „Warum nicht doch ein bißchen nach Tansania fahren? Dort sind die Blumen so schön. Der Mensch hat es doch irgendwie fast so gesagt, nein, er hat es doch gesagt, es ist so viel schöner, so viel überzeugender, wenn er das

so gesagt hätte. Und auch, wenn er es nicht gesagt hat: das wäre der tiefere Sinn, das wollte er sagen. Also, du sagst es für ihn“. - Die Stimme dieser Versuchung habe ich selber gehört und hoffentlich widerstanden.

Der Schriftsteller Jerzy Kosinski hat sie gehört und nicht widerstanden. Und als das herauskam, hat er gesagt: „I'm interested in truth, not facts. And I'm old enough to know the difference“. (Mich interessiert die Wahrheit, nicht die Fakten, und ich bin alt genug, dazwischen zu unterscheiden.“) Ich sage: „Nein“. Ich behaupte, daß es von einer ungeheuren Wichtigkeit ist, daß wir - gerade die politischen Schriftsteller und die Historiker der Gegenwart - diese Grenze verteidigen, diese altmodische Grenze verteidigen und das vor allem aus moralischen Gründen. Wörter, die über eine reale Welt geschrieben werden, haben Konsequenzen in der realen Welt. Wenn - um ein ganz offensichtliches Beispiel zu bringen - ich meinen alten Betreuer an der Humboldt-Universität zu Berlin, einen noch heute dort tätigen Professor, in meinem Buche als IM identifiziert hätte, hätte das für ihn schwerwiegende Konsequenzen gehabt, das ist uns allen klar, daß er wahrscheinlich sogar aus der Universität herausgeflogen wäre. Er steht an einer Stelle in meiner Stasi Akte als IM der Hauptverwaltung Aufklärung der Stasi. Das stimmte aber nicht. Es ist nur ein kleines Beispiel, aber es ist ein Beispiel dafür, wie tatsächlich lebenswichtig diese Grenze sein kann und wie man sie beachtet.

Das stimmt auch in einem viel größeren Rahmen, wenn man die Geschichte der Völker betrachtet und wenn man diese Geschichte so erfunderisch schreibt, wie es auf dem Balkan in den letzten hundert Jahren – und gerade auch in den letzten 10 Jahren – geschehen ist. Da haben wir auch die Konsequenzen gesehen. Der Historiker Eric Hobsbawm hat dazu geschrieben: „Sentences that are written on apparently harmless typewriters can be sentences of death.“ (Urteile, die auf scheinbar harmlosen Schreibmaschinen gefällt werden, können Todesurteile sein.) Es ist also eine moralische Pflicht, die wir haben, eine moralische Pflicht gegenüber den Opfern von gestern, aber auch gegenüber den möglichen Opfern von morgen.

Die Frage lautet dann: Wie verteidigt man diese Grenze? Ich würde sagen - über alle Wahrheitskriterien der schönen Literatur hinaus - gibt es noch zwei weitere sehr wichtige Tests, die man erfüllen muss. Zum einen die Probe aufs Exempel der Faktizität. Ganz einfach, daß Fakten, Daten, Orte, Zitate, Ereignisse tatsächlich überprüft werden nach allen Regeln unseres Berufs. Das ist ja in soweit klar. Aber sehr oft gibt es nur den einen Augenzeugen. Er ist dort allein am Geschehen mit den Augen und Ohren, mit dem Notizbuch und dem Gewissen. Wie macht man das dann? Da ist mein zweiter Test oder mein zweites Kriterium, ein viel schwierigeres, das was ich auf englisch „veracity“ nenne, die Wahrhaftigkeit. Überzeugt letztendlich der Autor, daß er sich alle Mühe gegeben hat, wirklich an die realen Tatsachen heranzukommen, und alles, was überprüft werden konnte, zu überprüfen, und alles, was nicht überprüfbar war, so echt wie möglich wiederzugeben? Diesen Test der Wahrhaftigkeit werden manche Autoren gut überstehen und manche eben nicht. Das Musterbeispiel für den Schriftsteller, der diesen Test glänzend übersteht, ist für mich George Orwell.

Ein Gegenbeispiel ist der Reiseschriftsteller Paul Theroux, der auch Romane schreibt. Er hat ein berühmtes Reisebuch geschrieben unter dem Titel „The Great Railway Bazar“. Und am Ende dieses Buches, das sehr witzig und amüsan ist, von einer langen Eisenbahnreise durch Europa und Asien, beschreibt er ganz genau die vielen Notizbücher, auch mit den verschiedenen Äußerlichkeiten, dort wo eine Tasse Kaffee in Taschkent ihre Spuren hinterlassen hat und so weiter und so fort, also ganz genau diese Notizbücher, wo er meinte alles genau aufgeschrieben zu haben - und zwar, so schreibt er, gleich in der Vergangenheitsform. Und dann schreibt er am Ende, daß er auf dieser lange Reise erfahren hat, daß der Unterschied zwischen der Reiseschriftstellerei und dem Romanschreiben der Unterschied ist zwischen dem Festhalten dessen, was das Auge sieht und dem Bedecken dessen, was die Phantasie weiß. Wie schön – schreibt er – ist die Fiktion. Wie traurig, daß ich diese Reise nicht als Fiktion wieder entdecken könnte. Und dann habe ich an dieser Stelle als Leser gesagt, lieber Paul Theroux, du hast es ja doch als Fiktion wiederentdeckt. Und so hat er diesen Test der veracity, also der Wahrhaftigkeit, nicht überstanden.

Wohingegen mein großes Vorbild ist George Orwells „Homage to Catalonia“. Das ist ein Buch, das den Anspruch erhebt, ganz genau und nüchtern die komplizierte Wirklichkeit des spanischen Bürgerkrieges wiederzugeben. Es ist auch ein Buch, wo manche Fakten überprüfbar nicht stimmen - nicht zuletzt, weil er im Gegensatz zu Paul Theroux alle seine Notizbücher verloren hatte und zwar nicht nur verloren, sie sind beschlagnahmt worden von der Kommunistischen Geheimpolizei bei einer Durchsuchung seines Zimmers im Hotel. Es war ganz schwierig für ihn, das zu rekonstruieren, manche Fakten stimmen nicht, und trotzdem überzeugt es, absolut und ganz, weil man bei jeder Zeile überzeugt ist, der Autor gibt sich jede mögliche Mühe, an die realen Tatsachen heranzukommen. Letzte Überzeugungskraft kommt dann auf der vorletzten Seite, wo Orwell schreibt, in diesem fast gesprächsartigen Ton, den er sich zu eigen gemacht hat - : „In case I've not said this somewhere earlier in the book I say it now: beware of my partisanship, my mistakes of fact, and the distortion inevitably caused by my having seen only one corner of events. (Falls ich es nicht schon vorher gesagt habe, sage ich es jetzt: habt acht vor meiner Parteilichkeit, meinen Irrtümern, wenn es um Fakten geht und der Verzerrung, die zwangsläufig kommt, wenn man nur eine Ecke des Geschehens selbst beobachtet hat.) Also das genaue Gegenteil, von Paul Theroux. Eigentlich sagt George Orwell am Ende des Buches: „Liebe Leser glaubt mir nicht!“ und deswegen glauben wir ihm.

So meine Damen und Herren, das sind die drei Grenzen. Wir befinden uns hier in Wolfsburg, nicht sehr weit von der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze – also der Grenze zwischen zwei Welten – Ost und West. Ich bin selbst an dieser Grenze bei Helmstedt sehr oft durchgefahren. Ich bin überhaupt in meinem schreibenden Leben sehr oft und sehr gern ein Grenzgänger oder ein Grenzüberquerer gewesen. Nicht nur in Helmstedt und am Checkpoint Charlie, sondern überhaupt an den Grenzen zwischen Ost und West, auch an den Grenzen zwischen Wissenschaft und Publizistik, zwischen Politik und Literatur, zwischen Links und Rechts, auch zwischen Kontinentaleuropa und der angloamerikanischen Welt.

Ich liebe es sehr, diese Grenzen zu überqueren. Grenzen sind immer interessant. Manchmal gefährlich, aber man lernt da sehr viel. Aber ich plädiere dafür, daß in unserer Tätigkeit, während wir alle diese sichtbaren Grenzen überqueren, wir diese drei unsichtbaren Grenzen, die politische, die kulturelle und die literarische nicht überqueren sollten. In diesem Sinne bedanke ich mich noch einmal für die Ehre des Hoffmann-von-Fallersleben-Preises für zeitkritische Literatur.